

Sprachkritik ohne Sprachwissenschaft?

Von Karl Korn

Das Problem Sprachwissenschaft–Sprachkritik ist in den letzten Jahren mehrfach diskutiert worden. Wichtige Beiträge zu dem Thema sind in dem Buch „Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land“, herausgegeben von Friedrich Handt, Berlin 1964, zusammengetragen worden. Sie stammen meist aus der Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“ oder aus der Neuen Rundschau. Ich nenne außerdem folgende Äußerungen, die in dem genannten Sammelband nicht enthalten sind. Dolf Sternberger, „Gute Sprache und böse Sprache“, Neue Rundschau 1963, Heft 3, und ein Sammelheft ohne Verlagsangaben, das den Titel „Sprache im technischen Zeitalter“ trägt, mit der bekannten Zeitschrift aber nicht identisch ist. Dieser Privatdruck gesammelter Vortragstexte ist das Protokoll einer Tagung des Studienkreises für politische Bildung vom Januar 1965 und enthält u. a. einen Beitrag von Herbert Kolb „Entwicklungen im modernen Deutsch“, worin auf unser Problem eingegangen wird, und einen weiteren Beitrag des Frankfurter Philosophen Josef Simon mit dem Titel: „Ist Kulturkritik als Sprachkritik möglich?“¹

Diese Literaturangaben sind nicht erschöpfend. Immerhin enthalten die genannten Darlegungen den gegenwärtigen Stand der Diskussion. Aus der Lektüre dieser Arbeiten hat man nicht den Eindruck, daß aus Diskussion und Polemik bereits soviel Klarheit gewonnen wäre, das Problem für gelöst anzusehen. Im Gegenteil. So wichtig und bedeutsam die Äußerungen zu der Streitfrage sind – ob die sogenannte Sprachkritik Beiträge zur Erhellung der Sprache der Gegenwart geliefert habe und in welchem Bezug und bis zu welcher Grenze Sprachkritiker Gültiges zur Sprache, sei es der verwalteten Welt, sei es im

¹ Dieser Privatdruck wird im folgenden als „Protokoll“ zitiert.

technischen Zeitalter, sei es schlicht der Gegenwart, haben leisten können –, man hat den Eindruck, daß bisher vorwiegend sprachliches Material im einzelnen behandelt wurde, daß einzelne Themen der Sprachkritik wie die Inflation der Nomina oder das Problem des Akkusativs der Erfassung oder einzelne Interpretationen der Sprachkritik wie *zur Durchführung bringen* oder *schwerpunktmäßig* oder *Anliegen* und ähnliche Paradebeispiele kritisch untersucht worden sind. Zwar sind die allgemeineren Probleme, die sich unabweisbar aufdrängen, wenn man die umstrittene Konstellation Sprachwissenschaft–Sprachkritik zur Diskussion stellt, von Peter von Polenz, Helmut Arntzen und Herbert Kolb angerührt worden. Da ist der Name Ferdinand de Saussure häufig genannt worden und mit ihm der Komplex *Langue* und *Parole*, Struktur, Sprache als Struktur auf der einen und gesprochene Sprache der Kommunikation der gesellschaftlichen Gruppen und Individuen auf der anderen Seite. Da ist auf Weisgerber und die Sprachinhaltsforschung hingewiesen und angedeutet worden, daß die Sprachkritik vielleicht irgendwie mit solcher Art von Sprachwissenschaft Berührungspunkte haben könnte. Wie das zu verstehen ist, scheint noch nicht ausreichend geklärt. Da ist z. B. bei Kolb der Ansatz einer in der Tat dringend notwendigen wissenschaftstheoretischen Untersuchung gemacht worden, wenn es heißt, die Sprachwissenschaft halte sich nicht für befugt, Bewußtseinsvorgänge aufzuklären, die im sprachlichen System Veränderungen auslösen, weil, so Kolb, diese sich nicht in der Sprache abspielen. Hierüber wäre zu sprechen. Kolb beruft sich auf das Wissenschaftsideal der Linguistik und formuliert, die Sprachwissenschaft stünde unter allen Geisteswissenschaften der Methode und den Ansprüchen der exakten Naturwissenschaften am nächsten. Die reichlich approximative Formulierung „am nächsten“ bringt die Diskussion nur wenig weiter. Wem steht der Sprachwissenschaftler näher, wenn er in einem Aufsatz „Sprache des Veranlassens“ im Fahrwasser einer auf allgemeine Zeitkritik eingestellten Analyse der kausativen Wendungen schreibt: „Daß die durch verschiedenartige Mittel näher bestimmte und eingegrenzte Zeitgeltung des Verbalinhalts zusammenhängt mit einer präziseren, vielfach punktualisierten Zeitauffassung der technisierten Gesellschaft – und daß also die Mobilisierung und Differenzierung der verbalen Aktionsarten zusammenhängt mit dem Perfektionismus ihrer Organisationsformen, mit ihrem Hinsehen auf Ergebnis und Erfolg, aber auch auf Antriebskraft und Initiative, das alles scheint sehr naheliegend.“ Danach

kommt vorsichtig eine Art Demutsformel, in der Kolb es sich versagt, „die Grenzen seines Urteilsvermögens zu überschreiten“.

Das könnte uns mitten in die Auseinandersetzung führen. Bevor wir da ansetzen, muß noch einiges andere geklärt werden. Nur soviel sei gesagt, daß der Kolbsche Versuch über die Zeitauffassung der technisierten Gesellschaft eine Bestätigung dafür zu sein scheint, daß selbst entschiedene Gegner der Sprachkritik gelegentlich der Suggestion jener Betrachtungsweisen erliegen, die so gar verpönt sein sollen.

Aber zuvor muß noch einiges in Frage gestellt werden. Zuallererst die Formulierung ‚Sprachwissenschaft und Sprachkritik‘. Sie scheint mindestens insofern mißverständlich, als das Begriffspaar Entsprechungen unterlegt, die tatsächlich nicht gegeben sind. Man kann zwar sagen, der eine treibe Sprachwissenschaft, der andere Sprachkritik, und schon durch diese Unterscheidung deutlich machen, daß es sich um zwei wesensverschiedene Betätigungen handle. Ich will in aller Offenheit vorwegnehmen, daß ich für meine Person die Unterstellung, Sprachkritik sei allemal im Ansatz, in der Methode, in der Praxis und den Ergebnissen unwissenschaftlich, ebensowenig akzeptiere, wie ich gelten ließe, daß Sprachwissenschaft nicht in gewissem Umfang Sprachkritik treiben könne, solle und tatsächlich betreibe. Doch das bleibe dahingestellt. Unter Sprachwissenschaft verstehen wir alle doch wohl auch einen großen Wissenschaftszweig samt seinen Vertretern und Einrichtungen. Diesem umfassenden Sammelbegriff entspricht die Entgegensetzung Sprachkritik überhaupt nicht. Man mag das bedauern oder nicht, es gibt keine Sprachkritik, wie es eine Sprachwissenschaft als Institution, Apparat, Disziplin und vielleicht gar als, wenn auch nicht organisierte Körperschaft gibt. Die paar Leute, die Sprachkritik heute treiben, lassen sich an den zehn Fingern beider Hände herzählen. Sie sind bezeichnenderweise meist Publizisten, und der Impuls zur sogenannten Sprachkritik stammt aus dem Umgang mit jener Sprache, die ihnen unversehens zur Sprache, sei es des Unmenschen, sei es der verwalteten Welt, sei es des technischen Zeitalters wird – oder wie immer die arbeitshypothetischen spekulativen Titel heißen, unter denen gewisse Phänomene heutigen Sprachgebrauchs gesehen werden oder wurden. Man wird zwar einwenden, es seien doch mehr Autoren der sogenannten Sprachkritik am Werk, und es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß die Sache an Umfang zunimmt, daß es Mode wird, über die korrumpierte Sprache mehr oder

weniger aperçuhafter Äußerungen zu machen. Die Sammelpublikation „Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land“ knüpft an zwei amerikanische Äußerungen von polemischer Schärfe an, an die von George Steiner und John McCormick, die schwerlich dem zugerechnet werden können, was heute und im Sinne des Themas, das hier gestellt ist, als Sprachkritik zählt. Ich stelle fest, daß es, auch wenn man den Bereich der sogenannten Sprachkritik etwas weiter sieht, Adorno, Enzensberger hinzurechnet und Karl Kraus und Walter Benjamin zu ihren Ahnen erklärt, keine Instanz und keine Institution und keinen irgendwie funktionierenden äußeren Zusammenhang gibt, der so etwas wie „die“ Sprachkritik „der“ Sprachwissenschaft gegenüberzustellen erlaubte. Es ist zwar kein Zufall, daß die Bücher von Sternberger, Storz und Süskind und das meine, daß sprachkritische Glossen in Tageszeitungen und einige Zeitschriftenaufsätze, Untersuchungen über die Sprache Heideggers wie die von Erasmus Schöfer bei aller Verschiedenheit des Ansatzes, der Methode, des Anspruchs und bei aller Divergenz der Resultate verwandte Züge tragen und wie aus einer Schule zu stammen scheinen, indem sie dieselben oder ähnliche Erscheinungen behandeln. Es hat da nie eine Verabredung gegeben, kaum den Austausch von Meinungen – und es gab und gibt schon gar nicht irgendeinen institutionellen Hintergrund. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß uns, wenn ich so sagen darf, indem ich das Häuflein der Sprachkritiker einmal zusammenfasse, die Sprachwissenschaft zur Sprachkritik ernannt hat. Für die Sache, die die sogenannte Sprachkritik vertritt, ist das nicht einmal das schlechteste Indiz. Denn wenn wir schon zufällig zu ähnlichen Ergebnissen gelangten, dann könnte vielleicht in der Sache, nämlich der Sprache unserer Gegenwart, der Schlüssel für manche Übereinstimmung oder doch Verwandtschaft gefunden werden. Die als Sprachkritik quasi verbal installierte Sprachkritik begreift sich jedenfalls nicht als Partner oder Widerpart oder was immer der Sprachwissenschaft. In einigen polemischen Auseinandersetzungen mit der Sprachkritik ist der große Name Karl Kraus bemüht worden. Helmut Arntzen hat geschrieben: „Der Name Karl Kraus muß genannt werden, wenn von Sprachkritik zu sprechen ist. Und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil bis heute die sprachkritische Bemühung in Deutschland sich noch keinesfalls der Leistung von Karl Kraus genähert, geschweige denn sie übertroffen hat.“³ Das dürfte seine

³ Deutsch, gefrorene Sprache, S. 92.

Richtigkeit haben. Freilich sollte man in der Zitation des Karl Kraus gegen die Sprachkritik vorsichtig sein. Es gibt allzuwenig sprachwissenschaftliche Bemühung um die eminente Leistung des Karl Kraus. Man lobt Karl Kraus und beharrt darauf, daß Sprachkritik unwissenschaftlich sei. Repliken von Kraus sind nicht mehr zu erwarten. Die Suche nach Äußerungen Kraus' über die Linguistik bleibt ohne Resultat. Mit dem Hinweis auf den längst sanktionierten großen Kraus sollte man sich die Auseinandersetzung mit Sprachkritik nicht allzu leicht machen. Lebte Kraus noch, er könnte der Kritik der Sprachwissenschaft vielleicht auch Blößen genug bieten. Kraus ist einer jener Autoren, die mehr gelobt als gelesen werden. Herbert Kolb verdankt es dem ehrlichen Inhaltsverzeichnis Kraus', daß er ihn zu *brauchen* ohne *zu* in der Zs. für deutsche Sprache bequem zitieren kann – als einen von Sprachwissenschaft unbeschwerten Mann, was im vorliegenden Falle kein Lob sein kann. Man kann sich die Schelte sparen; Kraus ist tot und ein großer Mann – der Sprachkritik natürlich, und also zu deren Lasten, wenn etwas schiefgegangen ist.

Das Thema Sprachwissenschaft–Sprachkritik hat noch eine Tücke besonderer Art. Es gibt seit Jahren einen Begriff Sprachkritik, der mit Karl Kraus und uns, seinen Epigönchen, herzlich wenig zu tun hat. Es ist Sprachkritik, wie sie von der modernen angelsächsischen Philosophie verstanden wird. Wir betreten ungesichertes, unbekanntes Gelände. Ich kann hier nur auf den im Manuskript gedruckten Vortrag des Kieler Ordinarius der Philosophie Karl Otto Apel „Sprachanalyse als Metaphysikkritik“³ verweisen. In diesem Text findet man den zentralen, von Wittgenstein stammenden Satz „Alle Philosophie ist Sprachkritik“. Der Satz steht im *Tractatus logico-philosophicus* (4.0031). Es gibt eine analytische Philosophie, die sich als Sprachkritik definiert. Wittgenstein geht auf Bertrand Russells logischen Atomismus zurück und betreibt durch Sprachkritik Metaphysikkritik. Wie modern das ist und welche Kreise diese Grundanschauung der Identität von Philosophie und Sprachkritik zieht, mag ein Zitat aus Professor Apel belegen:

„Nimmt man hinzu, daß die sogenannte Informationstheorie ebenso wie die linguistischen Schulen des Strukturalismus in Dänemark und in den USA ihrerseits mit den verschiedenen Phasen der sprachanalytischen Philosophie vielfältig verknüpft sind und darüber hinaus in

³ Protokoll, S. 3ff.

den USA die populäre Bewegung der sogenannten General semantics die Motive der philosophischen Sprachkritik in einer universalen Kulturkritik auszumünzen versucht, berücksichtigt man weiter, daß die schon von W. v. Humboldt in Angriff genommene Erinnerung der spracheigenen Weltansichten in der deutschen Sprachinhaltsforschung und in der amerikanischen Metalinguistik erneuert wurde, so ergibt sich ein Gesamtbild des Zeitgeistes, das – um mit Hegel zu reden – in der sprachkritischen Philosophie in Begriffe gefaßt ist.“ Das Zitat dürfte die Breite und Verwickeltheit der Probleme schlagartig beleuchten. Man könnte einwenden, daß die Berührung von Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft nicht erst aus Amerika importiert zu werden braucht, daß diese Probleme etwa bei Cassirer oder Sperber in den zwanziger Jahren behandelt worden sind. Man kann den hier angerührten Problemen nicht ausweichen. In den Vereinigten Staaten gibt es also eine populäre Bewegung, „General semantics“ genannt. Diese Richtung versucht, Sprachkritik in einer universalen Kulturkritik auszumünzen. Ich bin, da ich im Vorwort zu meinem Versuch „Sprache in der verwalteten Welt“ Sprachkritik und sogenannte Kulturkritik in einen Zusammenhang zu bringen versucht habe – dies noch ohne Kenntnis der von Apel erwähnten Parallelen –, gezwungen, diese Zusammenhänge zu erwähnen. Eine moderne antimetaphysische philosophische Richtung definiert Philosophie als Sprachkritik. Es geht ein Streit um das Problem, ob und in welchem Umfang Linguistik Metalinguistik sein dürfe oder müsse. Diese Probleme hängen mit Humboldt und der Sprachinhaltsforschung zusammen.⁴ Eine Zeitlang hat es so ausgesehen, als ob das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Sprachkritik einfach dadurch hinreichend bezeichnet wäre, daß die Wissenschaft den mehr oder weniger laienhaften Dilettantismus jener Außenseiter, die Sprachkritik zu treiben sich anmaßen, zu entlarven hätte. Selbstverständlich hat die Wissenschaft nicht nur das Recht, sondern die Aufgabe, Fehler und Irrwege einer spekulativen Sprachinterpretation aufzudecken und zu tadeln. Wenn denn schon die Scheidung – hier Sprachwissenschaftler, dort Sprachkritiker – gelten soll, dann soll die Kontrollfunktion der Wissenschaft um so bereitwilliger anerkannt sein, als

⁴ Einen Überblick über diese meist in den Vereinigten Staaten heimischen Richtungen und ihre Zusammenhänge vermittelt das materialreiche, durch ausgiebige Zitate besonders nützliche Buch von Helmut Gipper „Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, Düsseldorf 1963.

die sogenannte Sprachkritik ja öffentlichem Interesse begegnet und nicht wenige Leute dieser Sparte dank ihrer publizistischen Möglichkeiten ihre Theoreme und Ergebnisse unter die Leute zu bringen wissen. Andererseits kann ich mir die Anmerkung nicht versagen, daß es für einige jener Leute, die Sprachkritik getrieben haben und treiben, darunter auch mich, kein erbauliches Schauspiel war, zu sehen, wie einseitig sich einzelne Leute über unsere Versuche auslassen zu sollen glaubten. Dies mußte unsereinen um so mehr verwundern, als einige Zeit danach unsere Vorstöße in Neuland zum mindesten anregend für wissenschaftliche Einzeluntersuchungen gewesen zu sein scheinen. Es hat uns auch verwundert, daß man gelegentlich sich an einzelne, überspitzte Formulierungen gehalten hat und sowohl die Basis wie die Breite der Exempel wie die dazugehörigen Analysen und Resultate übersehen hat. Einige Vertreter der Wissenschaft haben inzwischen so etwas wie einen Ausgleich geschaffen. Dolf Sternberger hat sich in seiner im Druck vorliegenden Rede über Maßstäbe der Sprachkritik (FAZ v. 22. Nov. 62) konkret auf Herbert Kolbs Aufsatz in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung zum Thema Verben vom Beherrschungstyp, Person im Akkusativ, moralische oder sprachimmanente Deutung usw. bezogen und eine Widerlegung oder doch Berichtigung Kolbs mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Stimmigkeit erhoben. Ob dies Sternberger ganz oder teilweise gelungen ist, bleibe offen. Peter v. Polenz hat in der „Zeitschrift für deutsche Sprache“ (Jg. 20, 1964, Heft 1/2) über „erfolgen als Funktionsverbsubstantivischer Geschehensbezeichnung“ geschrieben. Er geht von meinen zu diesem Verb gemachten Ausführungen aus und bezieht sich auf die von mir zitierte Quelle eines Aufsatzes von Werner Schulze im Jahrbuch der deutschen Sprache 1, kurioserweise aus dem Jahr 1941. Der Zeitgenosse jener Jahre, in denen plötzlich allzuviel oder fast alles *erfolgte*, und der das mit erstaunlichem Freimut sarkastisch vermerkte, hatte mich inspiriert, in dem plötzlich inflationierten Wort so etwas wie eine zeitsymptomatische Sprachform zu vermuten. Von Polenz verfolgt das Verb zurück zum BGB und bis ins 18. Jahrhundert und weist nach, daß *erfolgen* seit dem wissenschaftlichen Rationalismus ein Funktionsverb substantivischer Geschehensbezeichnung sei. Erst die Sprachkritiker hätten in das semantisch unbedeutende reine Funktionswort, übrigens im Zusammenhang mit *folgen*, *folgsam*, *Gefolgschaft* usw., eine lexikalische Bedeutung gelegt, die das Wort schon lange nicht mehr habe. Es sei eben

ein typisches Bürokratiefunktionswort und habe negative Bewertung abbekommen, weil Bürokratie allgemein unbeliebt ist, dies um so mehr, als „im totalitären Staat Rechtsprechung und Verwaltung mitunter gewaltsam und willkürlich ausgeübt wurden“.

Ich zitiere das Beispiel ausführlicher, weil mir daran eher das Zusammenwirken von Sprachkritik und Sprachwissenschaft als eine grundsätzliche Verschiedenheit beider Betrachtungsweisen deutlich zu werden scheint. Von Polenz hat recht, dem Funktionsverb historisch nachzugehen. Er vergißt nicht zu erwähnen, daß ich das gelegentlich und im Zusammenhang mit einer Fülle anderer Belege genannte Wort als wortgeschichtlich offenes Problem bezeichnet habe. Was nicht in meinem Text steht, sind die Assoziationen *folgsam*, *Gefolgschaft* usw. Da scheint mir nun von Polenz den Fehler zu machen, den er an mir rügen zu sollen glaubt, nämlich das sehr alte und populäre Verfahren der etymologischen Ableitung bei mir zu vermuten. Die auffällige Häufung von *erfolgen* hat mit dem verwandten Wortstamm in *folgsam* nichts zu tun. Das eigentliche Problem scheint gerade darin zu bestehen, daß *erfolgen* von den Nationalsozialisten gerade nicht als Funktionsverb in juristischem, wissenschaftlichem oder allgemein abstraktem, eher bürokratischem Zusammenhang, sondern auch und vorzugsweise in solchen Zusammenhängen gebraucht wurde, die in der Tat dem wackeren Philologen Schulze im Jahr 1941 und denen, die der Sprache der Gewalt später nachgingen, auffallen mußten. Ich habe aus Schulze zitiert,⁵ plötzlich, d. h. in den nationalsozialistischen Jahren erfolgten Vorgänge, die sinnvoll bisher eben nicht erfolgten, z. B. *die Verpflegung erfolgt kostenlos*, *die Ausbildung im Geländespiel erfolgt kostenlos*, *die Leitung erfolgt ebrenamtlich*. Hier drängte sich dem Zeitgenossen von damals – welch ein seltener Glücksfall, daß ein Philologe das aufschrieb und daß es gedruckt wurde! – nicht nur die Diktatur auf, sondern das ganz andere, daß hier Sprache zum Instrument der Diktatur gemacht wurde. Hier wurde falsch gesprochen. Die sogenannten Amtswalter von damals maßten sich die Sprache der Verwaltung und des Rechts an. Dagegen anzugehen, wie es der wackere Schulze tat, ist nicht auf die Unbeliebtheit der Bürokratie zurückzuführen, sondern darauf, daß Sprache verdorben wurde. Ich behaupte nicht, daß dadurch das Wort *erfolgen* für immer unbrauchbar geworden wäre, so wenig wie man *durchführen* in der Musik entbehren kann. Beim Notar beantragt man nach wie vor, daß die Auflassung eines

⁵ Sprache in der verwalteten Welt, 2. Aufl. 1959, S. 54 u. 69.

Grundstücks *erfolge*, und beim Staatsanwalt, daß die Verfolgung einer Straftat *erfolge*.

Es sei nun der Versuch einer Begriffsbestimmung dessen, was ich unter Sprachkritik verstehe, unternommen. Der thematische Ansatz, ob bei Wustmann oder bei Sternberger, Storz, Süskind, bei Nietzsche oder bei Adorno, bei Karl Kraus, bei Korn oder Enzensberger, ist allemal die Sprache einer jeweiligen Gegenwart, die gedruckte, geschriebene, gesprochene. Die Sprache der Sprachkritik ist oft polemisch, gelegentlich aggressiv, pointiert, heftig. Ausgangspunkt ist oft diese oder jene Entdeckung sprachlicher Neuerungen oder dessen, was dafür gehalten wird. Zum Unterschied von den amerikanischen General Semantics ist die Sprachkritik hierzulande oder scheint doch eher darauf aus zu sein, alten, tradierten, in einer Tradition wie immer festgelegten Sprachgebrauch zu erhalten oder zu retten. Die General Semantics gehen von der Antiquiertheit des, wie sie sagen, aristotelisch-ptolemäischen sprachlichen Weltbilds aus und versuchen Sprachbegriffe kritisch so von altem und veraltetem Vorstellungsballast zu reinigen, daß eine modernen Tatbeständen angepaßte, logisch gereinigte sprachliche Begrifflichkeit geläufig wird. Der Ansatz der mit solchen Vorstellungen verbundenen Kulturkritik ist ganz anders als der unsere und möge hier außer Betracht bleiben. Es ist richtig, was oft kritisch und gelegentlich polemisch gegen die Sprachkritik eingewandt wurde, daß sie sich zunächst vom sogenannten Sprachgefühl leiten läßt, daß sie induktiv vorgehe, an das anknüpfe, was dank jenem Organ erfaßt wird, das man auch in der Sprachwissenschaft Sprachgefühl heißt. Ich darf auf den vierten Band von Friedrich Kainz „Psychologie der Sprache“ verweisen. Hugo Steger hat in seinem Beitrag zu dem mehrfach zitierten Werk „Deutsch – gefrorene Sprache“ formuliert, daß es sich beim Sprachgefühl um erfahrene, gewußte, wenn auch nicht als grammatisches System gewußte Sprachmuster und Denkschemata handelt, die mit gefühlsähnlicher Unmittelbarkeit reproduziert werden. Doch würde man die Realität Sprachkritik, ihre Urheber und ihre Leistungen, wie immer man sie beurteilen mag, doch wohl verkennen, wollte man sie als konservativ bis reaktionär gestimmte, ewig Gestrige ansehen und abtun. Es berührt unsereinen komisch, wenn man sich gelegentlich von Sprachwissenschaftlern moniert sieht, man möge doch etwas mehr Sinn für modernes Massen- oder Verwaltungsleben und die dazugehörigen Formen samt den sprachlichen haben. Kann man es als einen bloßen

Zufall ansehen, daß die Versuche mit Sprachkritik durchweg von Publizisten oder Journalisten stammen? Der Tagesschriftsteller ist in mehrfacher Hinsicht geradezu darauf angewiesen, Sprache kritisch zu reflektieren, wenn er sich gegenüber dem Strom der sprachlichen Schablonen und der beständigen Gefahr, selbst durch Sprache manipuliert zu werden, entziehen will. Schablonen und Manipulierung sind freilich bereits Werturteile.

Doch wie immer man das beurteilen mag, in den Redaktionen und Korrespondenzbüros, den Agenturen und vor den Mikrofonen wird der vielleicht höchste Umsatz an Sprache erzielt. In diese Stationen läuft ein Strom von Sprache ununterbrochen ein, und aus ihnen fließt ein Strom von Sprache beständig hinaus. Da wird Sprache in ungeheuren Mengen hereingenommen und als Fabrikat hinausgegeben. Nicht wenige der Menschen, die an diesen Umschlagplätzen tätig sind, entwickeln seismographische Empfindlichkeit, vielleicht auch Hysterien. Nicht wenige auch stumpfen ab und funktionieren als Routiniers. Sie machen das, was die andern erregt und zum Widerspruch reizt. Man kommt bei diesem Betrieb mit dem guten alten Begriff des Sprachgefühls nicht mehr aus. Mancher unserer Kritiker, der nicht in diesem Betrieb steht, mag schon recht haben, wenn er der Sprachkritik hier und da oder überhaupt Idiosynkrasien vorhält. Sternberger wird böse, wenn ihm *wissen um* unter die Augen kommt. Da vermutet er billige, mit fadenscheinigem Getue verbrämte Dunkelmännerei und verlangt strikt den Akkusativ Ich weiß etwas oder weiß nichts, übersieht gar, daß es normalerweise *wissen von* gibt. Ich für meine Person, wenn ich die einführen darf, reagiere empfindlich, wenn Funktionäre, wer immer es sei, in Abwehr konkreter Journalistenfragen, erklären, dies Problem oder das Thema und jene sattsam ausgelagte Frage, als da sind die Berlin-, Deutschland- und die Europa-, die Abrüstungs- und die Sicherheitsfrage, seien nicht *angesprochen* worden. Dies *Ansprechen*, das einem wie ansägen ins Ohr klingt! Warum sagen die nicht, davon sei nicht gesprochen worden? Diese gespreizte Arroganz, hinter der sich Unsicherheit verbirgt, diese verräterische Floskel *Thema angesprochen!* Oder es reißt einen vom Stuhl, wenn *20 Millionen für das Sonderbauprogramm schwerpunktmäßig zum Einsatz kommen*.

Ist das die Sprachkritik? Natürlich nicht. Aber das ist einer ihrer Ansatzpunkte. Aus diesen unmittelbaren Anregungen oder Erregungen entsteht häufig das, was hier und da geringschätzig die Glosso-

lalie der Tageszeitungen genannt worden ist. Der überaus gescheite Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“, Paul Scheffer, hatte damals um 1935 so etwas wie eine Allergie gegen das harmlose Wort *grundsätzlich* und wußte es dank seiner Autoitität einigermaßen innerhalb der eigenen Blattspalten zu verpönen. Es war damals ein Wort der politischen Lebenslüge geworden. Wenn schon einer der Amtswalter *grundsätzlich* sagte, dann wußte man, daß die Praxis sozusagen *grundsätzlich* anders gehandhabt wurde. Die bloße Tatsache, daß am Umschlagplatz der Sprache kritisch geprüft und reagiert wird, sollte man nicht unterschätzen. Vermutlich gibt es in den Werbeagenturen Leute, die genau wissen, was mit Sprache gemacht und bewirkt werden kann, wenn sie Sprüche hinausgeben wie *Diplona, das Haarwasser mit der größten Wirkungsbreite*.

Aber die sogenannte Sprachkritik speist sich keineswegs nur aus zufälligen Impulsen oder gar Affekten. Überblickt man das Feld dessen, was in der Sprachkritik bis heute sichtbar geworden ist, dann könnte man eine grobe Sacheinteilung etwa nach folgenden drei Prinzipien vornehmen. Sprachliche Neubildungen, seien es nun Wörter oder Wendungen oder syntaktische Gewohnheiten, gliedern sich nach den Sinnbezirken

1. der Organisation
2. der Statistik
3. der Funktion im weitesten Sinne dieses vieldeutigen Begriffs.

Eine Liste von Belegen zu jedem der so vorläufig bezeichneten Sinnbezirke mag die Sache verdeutlichen. Zum Sachbezirk der Organisation: die *Durchführung*, die *Veranstaltung*, die *Ausrichtung*, die *Aufbauplanung*, die *Bestandsaufnahme*, zahllose Wendungen mit dem Funktionsverb *bringen*, also *in Anrechnung*, *Anregung*, *Anwendung*, *in Vorschlag*, *zum Abschluß*, *zum Vorschlag*, *zur Abschaltung*, *Anschauung*, *Anwendung*, *Ausführung*, *Darstellung*, *Entlassung*, *Formulierung*, *Wirkung bringen* usw. usw. Zum Vokabular der Organisation ist die *Daseinsfürsorge*, die Jaspers, und die *Daseinsvorsorge*, die ForsthoFF erfunden hat, zu rechnen, der *Direktwerbedurchspruch*, die *Einsatzbereitschaft*, die *Endlösung*, der *Erzeugerdirektverkehr*, die *Europajahresbestzeit*, die *Fertigungspläne*, *-planung*, *-ingenieure* und *-programme*, die *Finanzierungsentwürfe*, viele Zusammensetzungen mit *-mäßig*, das bekanntlich wie ein Suffix funktioniert, also etwa *gebietsmäßig*, *versorgungsmäßig*, *maschinenmäßig*, *schwerpunktmäßig*, *ernährungsmäßig*, *ideen-*

mäßig, Wortfügungen mit dem Funktionsverb *kommen*, also zum *Tragen*, zur *Auslosung*, zur *Entscheidung*, *Erfüllung*, *Versendung*, *Wiedervorlage*, *Gegenzeichnung*, *Ablage*, *Wiedervorlage kommen*. Organisation scheint mir *Großhandel*, *Großgewerbe*, *Jugendgemeinschaftsdienst*, *Öffentlichkeitsarbeit*, *Lenkungsmaßnahmen* und *Soforthilfe*, alles, was mit *Planung* zusammengesetzt wird, etwa die *Betriebsmittelplanung* oder die *Werkstoffbedarfsplanung* samt den *Planungsstäben* und *-gemeinschaften*, alles, was mit *Rahmen* und *Rationalisierung* zusammengesetzt wird, die *Erfassung* aller Grade und Besonderheiten von der *Bedarfserfassung* zur *Streuerfassung*.

Dies und unendlich viel mehr, das man sammeln könnte, ist nicht die Organisation. Aber es macht sie im einzelnen aus oder, sprachlicher ausgedrückt, es bezeichnet Organisation und Organisationsatbestände. Man kann und darf nicht behaupten, das habe es alles vor dreißig oder fünfzig Jahren noch überhaupt nicht gegeben. Obwohl sowohl Sternberger wie ich bei einzelnen Lieblingssteckenpferden, z. B. bei *wissen um* oder bei *Anliegen*, uns die Mühe gemacht haben, die Vorfahren auszumitteln, sind wir bei anderen hereingefallen, und der eifrige Sprachwissenschaftler hat uns triumphierend etwa *erfolgen* als viel älter nachgewiesen. Ich vermute aber, zur Vorsicht durch Schaden gewitzigt, doch immer noch, daß das hier vorgetragene, ganz und gar nicht erschöpfende Vokabular zur Organisation als Ganzes von eminenter spezifisch moderner Prägung sei und daher der Untersuchung und Analyse im Zusammenhang mit den, was Organisation in unserer Welt und Gegenwart heißen kann, bedürfe.

Zu Punkt 2 soll auch eine Liste von Wörtern vorgelegt werden. Thema ist Statistik. Wörter, die eine Person, Sache oder Angelegenheit speziell als Fall statistischer Befunde oder allgemein innerhalb der Statistik oder der Registratur oder Lagerkartei, kurz innerhalb von Sektoren benennen und meinen. Es sei dem von Sprachkritikern geförderten Mißverständnis begegnet, als ob die Perspektive der Statistik oder der Lagerhaltung oder der Sektoren in der Sprache quasi mit einem Bannfluch belegt werden sollte. Einschlägige sprachkritische Versuche sind gelegentlich bis ins Pamphlet getrieben worden. Der literarische Begriff Pamphlet kann im Kreise von Germanisten ohne Mißverständnis gebraucht werden. Der Zorn soll aber nicht einzelnen Wörtern gelten, von Ausnahmen abgesehen, die man nun einmal nur als Erfindungen des Unmenschen bezeichnen kann und die so benannt zu haben das auch wissenschaftlich nicht gleichgültige

Verdienst Sternbergers, Süskinds und Storz' bleibt. Der Zorn oder das Eifern galt und gilt dem Vordringen des Roboterwortschatzes in Sprachzonen, in denen das Leben Alleinrecht haben sollte. Hier eine kleine Auswahl von statistischen Wörtern. Das mittlerweile in ausgiebigen Diskussionen bereits berühmt gewordene *Kleinkind*, der *Selbstversorger*, der *Jungbuchhändler*, das *Krankengut*, der *Jahreshektarertrag*, der *Tagesausstoß* und der *Jahresumsatz*, der *Verkehrsteilnehmer*, *Rundfunkteilnehmer*, *Gewerbestrombezieher*, *Wahlberechtigte*, *Körperschaftsteuerpflichtige* usw.

Man hat denen, die zu solchen Vokabularen kritische Ausführungen gemacht haben, vorgeworfen, sie heimsten durch effektvolle Kombinationen billige Lacher ein und verkannten sowohl die sachlichen Notwendigkeiten wie die einwandfreie sprachliche Bildung solcher und ähnlicher Wortbildungen. Da es um eine Klärung von Standpunkten geht, sei wiederholt, daß die Sprachkritik gelegentlich im Affekt Dinge und Wörter verlästert hat, die ebenso normal wie richtig sind. Aber man hat die Ausführungen der Sprachkritiker gelegentlich auch im Affekt gelesen und interpretiert. Unsere moderne Welt der Massenerhebung, der Steuerung und Fabrikation kommt nicht ohne ein entsprechendes Vokabular aus. Was aber auch von der Sprachwissenschaft und gerade von ihr bejaht und vielleicht sogar mit wissenschaftlichen Mitteln geleistet werden sollte, ist die kritische Reflexion auf den Sinn solcher Wörter und auf ihre damit gegebene Gültigkeit samt deren Grenzen. Wenn eine Bevölkerungs-, Sozial- oder Gesundheitsstatistik die Wörter wie *Krankengut* oder *Klein- und Kleinstkind* benötigt, so ist doch davor zu warnen, solche ominösen Wörter ins Schullesebuch und in die tägliche Familiensprache zu übernehmen. Man hat dem *Kleinkind Jungfrau* und *Jungknecht* entgegengehalten. Dazu sei Helmut Arntzen, S. 90ff., zitiert:

„*Kleinkind* als Analogie zu *Jungfrau*, *Kleinknecht*, *Altherr* sagt im Grunde nicht mehr als dies, daß derartige Kompositbildungen in der deutschen Sprache möglich sind, eine lediglich formale Bestimmung. *Kleinkind* wäre jedoch nur dann eine den andern dreien entsprechende, d. h. gerechtfertigte, wenn die Bedeutungsanalogie, die die formale erst ermöglicht, aufgezeigt werden könnte. Die Bedeutungsanalogie liegt darin, daß das Kompositum *Jungfrau* wie *Altherr* und *Kleinknecht* nicht eine quantitative Differenzierung des Grundworts (*Frau*) leistet (als handle es sich um eine *junge Frau*). Vielmehr wird durch das ins Substantiv hereingeholte und es ver-

ändernde adjektivische Attribut eine qualitative Differenzierung erreicht: Ein neues, ganz anderes Substantiv erscheint. Und genau dies gilt – schlimm genug – für *Kleinkind*. Nicht das *kleine Kind* ist gemeint und kann gemeint sein (was so lange keine Tautologie war, als der Begriff des Kindes noch den jungen Menschen schlechthin in seiner Abhängigkeit von den Eltern bezeichnete), sondern *Kleinkind* unterscheidet sich substantiell von *Kind*. Es handelt sich um völlig verschiedene Wörter und damit um völlig verschiedene Wesen. Das aber kann natürlich in diesem Fall nur dort geschehen, wo das Rubrizierende, Statistische zur Sache selbst wird. Denn der Erfahrung nach gibt es kein *Kleinkind* (sondern nur ein *Kind* und allenfalls *kleine und größere Kinder*), wohl aber gibt es neben der *Frau* die *Jungfrau*. Also ist mit dem Wort *Kleinkind* gar nicht mehr das Kind gemeint, sondern dessen Klassifizierung als Lebensmittelkartenempfänger z. B., als statistische Größe. Wo immer nun das Kind X als Kleinkind X auftaucht, ist es nichts mehr als diese statistische Größe. Dies übersieht der Linguist, dies vermag der Sprachkritiker zu zeigen, weil ihm Sprache weder zufälliges Zeichen noch die Sprache selbst ist, sondern weil Sprache (und nur Sprache) die Sache vermittelt (und nur vermittelt).“ Soweit Arntzen. Ich hatte in „Sprache in der verwalteten Welt“ (S. 101) geschrieben: „Ein *Kleinkind* ist eine Nummer im Geburtenregister oder in der Statistik der Hygiene oder sonst einer Statistik. . . Daß die Benennung menschlicher, d. h. individueller Wesen wie *kleiner und kleinster Kinder* in Analogie zu *Frischfleisch* nur gerade der Statistik erlaubt sein kann, sollte sich von selbst verstehen.“

An dem instruktiven Beispiel wird deutlich, daß es da nicht um moralisch-humanitäre Werturteile geht, wie Herbert Kolb meint, und die er darum anzweifelt, weil es darin in einer Pluralität von Wertbezogenheiten keine Allgemeingültigkeit gebe (Protokoll, S. 29). Bei mir sowohl, der ich zuerst von dem Bezugspunkt der Statistik, auf den hin das Kleinkind Wort wird, und von nichts anderem gesprochen habe, wie noch eingehender bei Arntzen, handelt es sich nicht um humanitäre Gefühle für das Kind, deren ich mich nicht schämen würde, sondern um das Problem der Sprachrichtigkeit. Erst dann, wenn ein statistisches Wort in der Individualsphäre gebraucht wird, sprechen sachliche Gründe, die in diesem speziellen Falle mit, wie Kolb sagt, humanitären, man würde lieber sagen, Gründen der Achtung vor dem Menschen und des Takts zusammenhängen oder gar

zusammenfallen, gegen die falsche Anwendung eines formal einwandfreien Wortes.

Der Fall scheint für die Bestimmung dessen, worauf Sprachkritik eigentlich aus ist oder aus sein sollte, so bedeutsam, daß noch ein anderer Autor zum gleichen Wort *Kleinkind* zitiert sei. Es ist der Frankfurter Philosoph Josef Simon, dessen Vortrag „Ist Kulturkritik als Sprachkritik möglich?“ im Protokoll S. 42ff. gedruckt vorliegt. Simon sagt: „Daß sich Neubildungen, die die Technik notwendig macht, analog zu bestehenden grammatischen und syntaktischen Formen bilden, ist zu erwarten. Daß es das Wort *Jungfrau* schon gibt, ist z. B. aber keineswegs eine Rechtfertigung dafür, unbefangen von einem *Kleinkind* auch außerhalb der Statistik zu sprechen. Die analoge Betrachtung solcher Wörter, von denen das eine der Statistik entstammt und eine äußerliche Rubrizierung nach dem Lebensalter ausdrückt, das andere der Sittlichkeit, also einer Form des Verhaltens von Menschen zueinander, ist selbst schon eine Betrachtung aus dem Blickwinkel der Sprachstatistik. Es handelt sich um eine abstrakte Sprachbetrachtung, weil in ihr der formale Gesichtspunkt abstrahiert ist.“

Der Philosoph Simon geht weiter. Er formuliert, daß Sprachkritik selbstverständlich nicht Kritik an den Tatsachen des modernen Lebens sein könne. Niemand wird ernsthaft bestreiten, daß die moderne Entwicklung eine Sprache der Ebenen, Sektoren, kurz eine Sprache des Systems entsprechend den Tatsachen der Technik, der Gesellschaft, der verwalteten Welt erfordert. Diese Sprache ist da. Die Sprachkritik hat einiges dazu getan, auf sie aufmerksam zu machen, sie in unvollkommenen Ansätzen zu sammeln und zu sichten. Vor allem im technischen und administrativen Sektor – ich spreche hier bewußt die Sprache der verwalteten Welt – ist diese neue Sprache da, die nach den Sinngruppen Organisation, Statistik und Funktion hier vorgeführt wird. Die Probleme dieser neuen rubrizierenden Sprache sind nicht damit erschöpft, daß man entweder zeigt, einzelnes sei schon länger im Gange – das bestreitet niemand – oder das Wort *Kleinkind* sei analog zu *Jungfrau* formal in Ordnung. Da fängt das Problem erst an. Ich zitiere Simon, der das Problem philosophisch scharf umreißt: „Soweit etwas nur als das gelten gelassen wird, als was es im System bestimmt ist, kann es eindeutig bezeichnet werden. Es fügt sich unter den Oberbegriff. Indem das Individuum selbst die Sprache des Systems spricht, drückt es aus, daß der Ge-

sichtspunkt des Systems zugleich sein eigener ist und es ihm von sich aus nichts entgegenstellt, etwa wenn jemand von sich selbst nur noch als *Verkehrsteilnehmer* spräche oder, um ein anderes Beispiel Korn's zu nehmen, sein Kind ohne Widerstreben als *Kleinkind* eingruppiert. Solchen Wörtern ist gemeinsam, daß sie dem Verlangen nach Übersichtlichkeit entspringen, die sich immer nur herstellen läßt, wenn gleichzeitig etwas übersehen wird. Es ist richtig, daß es neue Sachverhalte waren, die viele dieser Bildungen, vor allem im technischen und administrativen Sektor, erforderlich machten. Die Einteilung des Lebens in solche Sektoren gehört selbst dazu. Die Frage ist nur immer, ob sich in solchen Sachverhalten nicht schon dokumentiert, was zu befürchten ist, nämlich daß der Mensch sich in sie wie eine Sache schon der Sprache nach, an der er Freiheit erfahren könnte, fügt. Er ‚verhielte‘ sich dann nicht mehr sprachlich, sondern eben sachlich zu seiner Umwelt, in einem ‚Verhalten‘, auf das selbst dies Wort schon nicht mehr zuträfe. Es wäre dann besser nur noch von ‚Reaktion auf Ereignisse‘ die Rede. Die Sprache entspräche nicht einmal mehr den Sachverhalten, weil *entsprechen* dem Wort *antworten* entspricht. Ein *entsprechendes* Verhalten ist freies Verhalten. Das ist unter Umständen nicht die Assimilation, sondern der Protest.“

Wollte jemand einwenden, das sei Sprachphilosophie, nicht Linguistik, so wäre zu antworten, daß die Tatbestände der Sektorensprache, der statistischen Sprache, oder wie immer man sie nennen will, der Sprache philosophisch auf den Grund zu gehen zwingen. Hier scheint unanhängig von bestimmten Folgerungen, die eine sogenannte Sprachkritik etwa ziehen könnte, ein zentrales wissenschaftliches Problem vorzuliegen. An unserm Programmpunkt 2 – Sprache der Statistik – ist im Anschluß an *Kleinkind* das semantische Problem aufgeworfen worden, was und wie Sprache in diesem Modellfall und andern verwandten benenne oder bezeichne oder „worte“. Solche Wörter sehen von dem, was Wort im Vollsinn Humboldts bis hin zu Weisgerber und seiner Schule war und ist, ab. Sie machen aus dem Wort eine eingeeengte Bezeichnung, sozusagen in Hinsicht eines vorgegebenen Schemas oder Sektors. Solches Wort antwortet nicht, es ist nicht freies Wort. Mit solchem Wort fügt sich der Mensch dem Schema. Eine der Hauptaufgaben der Sprachkritik scheint zu sein, solche Unterscheidungen zu formulieren. Man kommt praktisch aus der Analyse zu dem Ergebnis, daß Sprachkritik und Sprachwissenschaft keine Gegensätze sein können.

In der Praxis mögen beide Betrachtungsweisen auseinandergehen. Da kann die Sprachkritik darauf aus sein, so etwas wie ein breiteres Sprachbewußtsein zu wecken, dies mit publizistischen oder literarischen Mitteln bis hin zum Pamphlet. Aber man möge das doch nun wieder nicht allzu billig abwerten, indem man spottet: Sie sprechen und schreiben selbst die korrumpierte oder domestizierte Sprache, die sie verdammen. Oder: Sie wollen einzelne Wörter indizieren und wissen nicht, was für ein ohnmächtiges und nutzloses Unternehmen sie sich anmaßen. Die Sprachkritiker drücken Stimmungen des Mißbehagens und Meinungen aus, die sehr viel allgemeiner verbreitet sind, als vielleicht manche wissen oder Wort haben wollen. Wenn die Sprachkritik auch vielfach wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt, mangels entsprechender Ausbildung, mangels des dazugehörigen Rüstzeugs, nicht selten mangels Zeit, vor allem aber, weil die öffentliche Funktion dessen, was sich da als Sprachkritik langsam einspielt, eine andere ist als die der Wissenschaft, so scheint doch folgendes klargeworden zu sein: Die Sprachkritiker, auch wenn sie wie Sternberger, dem ich mich darin nicht anschließen kann, gute und böse Sprache unterscheiden, sind nicht so naiv zu glauben, sie könnten den Unmenschen oder den Ungeist oder den Schlendrian austreiben. Wozu sie aber einiges beitragen wollen und zu können glauben, das ist, die Reflexion auf Sprechen und Sprache in weiten Kreisen anzuregen und zu befördern. Man mag uns nachweisen, daß neben der Sprachglosse in der gleichen Zeitung gegen das gesündigt wird, was wir tadeln oder als falsch nachzuweisen suchen. Was beweist das? Man mag uns nachweisen, daß wir selbst die Sprache der verwalteten Welt schreiben oder reden. Was beweist das? Haben wir nicht in unsern Versuchen oft genug gesagt, daß es eine Sektorensprache gibt und daß sie in den zugehörigen Sachbereichen eine begrenzte Geltung hat, daß man sie sprechen muß? Haben wir uns nicht gerade dadurch Tadel zugezogen, daß wir zuviel Soziologie oder Kulturkritik oder zeitkritische Spekulation getrieben haben? Also haben wir doch zum mindesten jene allgemeinen Tatsachen ernst genommen und formuliert, denen gewisse Tatsachen in der Sprache unserer Zeit entsprechen. Die Leute im Land schreiben dem Zeitungsredakteur zu kaum einem Sachgebiet des allgemeinen kulturellen Teils so viel und so passioniert Leserbriefe wie zu den Sprachanalysen. Es scheint so etwas wie eine durch unseren Sprachzustand verursachte Unruhe zu geben. Es sei über eine Zuschrift eines Zeitungslesers berichtet, die

für viele andere stehen könnte. Aus Düsseldorf schrieb ein Schulrat vor einiger Zeit folgenden wahren Vorfall. Der Schulrat kommt auf einer belebten Straße der Stadt des Wegs, hört plötzlich das bekannte Geräusch kreischender Bremsen und quietschender Autoreifen auf Asphalt, sofort darauf den unguten Knall von Blech auf Blech. Dann einen Augenblick Stille, Menschen eilen zu einem Klumpen an den Unfallort. Unser Leser auch. Er berichtet. Es ist nicht viel geschehen. Blechschaden. Zwei Wagen der Mittelklasse. Aus jedem steigt ein Mann in jüngeren bis mittleren Jahren. Sie gehen, den bekannten verdrossen-grimmigen Blick wechselnd, auf den Schaden zu, besehen ihn. Nummer I redet auf Nummer II ein. *Sie können doch nicht mitten in der Stadt eine Vollbremsung durchführen.* Darauf Nummer II: *Sie irren, gerade mitten in der Stadt muß ich sogar eine Vollbremsung durchführen, wenn* usw. Darauf wieder Nummer I über *Vollbremsung durchführen.* Und Nummer II über *Vollbremsung durchführen.* Das Ganze zur Erheiterung und zum Entsetzen unseres Zufallsberichterstatters. Als die Polizei gekommen sei, habe auch die noch von *Vollbremsung durchführen* geredet. Natürlich ist der Vorfall harmlos. Es ist mir noch nicht berichtet worden, bei solchem Unfall habe jemand gesagt, ein *Kleinkind* sei totgefahren worden. Das Exempel zeigt eines: Wie weit diese Sprache in die Bezirke des Lebens, in denen ein menschlich empfindendes Wesen doch wohl anders sprechen sollte, eingedrungen ist. Vielleicht wendet man ein, die beiden Herren wüßten, daß man in dem typischen Falle, in dem es darum geht, wessen Versicherung zahlt, die Sprache der Versicherung spreche. Das ist es gerade! Daß erkannt wird, was für eine Sprache das ist und wo ihre Grenzen liegen!

Sprache der Funktion und des Funktionierens! Gemeint ist die technologische und die administrative Funktion im weitesten Sinne. Auch hier muß gesagt werden, daß es eine entsprechende Semantik gibt, wie es diese Realien gibt. Die Frage ist, wie die entsprechende Sprache aussieht, wie sie im einzelnen zu deuten ist und wo ihre Grenzen liegen. Der Funktionsbegriff der Sinnes- und Nervenphysiologie sowie der grammatische Sinn der Funktion von Sprachelementen sei ausgeschaltet. Wir meinen den logischen und mathematischen Sinn von Funktion, d. h. das Abhängigkeitsverhältnis zweier variabler Größen bzw. Größengruppen und die Tatsache, daß eine Veränderung immer eine Veränderung der anderen zur Folge hat. Auch dies Verständnis von Funktionen ist nicht speziell modern in dem

Sinne, daß es solches nicht vor dem Industriezeitalter gegeben hätte. Freilich sind speziell moderne Sachverhalte funktionaler Zusammenhänge gemeint. Es gibt eine allgemeine Entwicklung vom Substanzbegriff weg zum Funktionsbegriff hin. Das Wesen von etwas wird seit der modernen Entwicklung mehr und mehr als Funktion erfaßt denn als Substanz. Die alte Sprache benennt Umwelt substantiell. Eine neuere Sprache benennt sie funktionell, d. h. mit Beziehung auf eine andere Größe und von dieser abhängig. Wollte man als Beleg dafür Wörter wie *funktionieren* oder *Funktionär* oder *umfunktionieren* anführen, so bliebe das an der Oberfläche. Ich meine Sach- oder Vorgangsbenennungen und dazugehörige syntaktische Gefüge, in denen das Funktionelle der eigentliche Aussageinhalt ist. Das hat mit dem vorangegangenen Kapitel Mengenstatistik, Erfassung des Konkreten in statistischem Zusammenhang zu tun. Der Typus des Worts, das eine Person oder Sache in Funktion zu etwas bezeichnet, nimmt zu. Zum Beispiel: *Bedarfsträger*, *Unterhaltsträger*, *Werbeträger*, *Umsatzträger*. Die zusammengesetzten Wörter mit den Grundwörtern *Teilnehmer*, *Angehöriger*, *Mitglied* bezeichnen auch Funktionszusammenhänge, nicht nur Zugehörigkeiten. Wir kennen alle die Wendung *in meiner Eigenschaft als* z. B. Abgeordneter, Beamter, Versorgungsberechtigter. Sie bezeichnet nicht nur Zugehörigkeit und Zuständigkeit, sondern auch den Sprecher in funktionaler Relation zu diesem oder jenem Zusammenhang. Besonders für dieses Kapitel gilt, daß es kaum durch ein spezifisches Vokabular zu belegen ist, vielmehr durch Strukturen. Freilich kommt man der Sache nicht nur grammatikalisch bei. Ein in kritischer Absicht angelegtes Wörterbuch des technischen Funktionalismus, ein Unternehmen also, das nur zur Verdeutlichung bestimmter sprachlicher Sachverhalte oder Vorgänge dienen soll, wird alsbald als eine Art Index verborum prohibitorum mißverstanden und kritisiert. Mit dem richtigen Argument, daß der Sprachkritiker ja gerade der Versachlichung von Sprache Vorschub leiste, gegen die er im Namen der Freiheit des Sprechers angehe. So mögen die Exempel mit Vorbehalt verstanden werden. Man kann nicht anders als sich ans Wort halten. Die philosophische Analyse und Deutung hänge ohne Exempel in der Luft.

Eine wahre Geschichte, für die der Verfasser selbst bürgen kann, möge eingeschaltet sein: Mein Sohn Martin, zehn Jahre alt – er besucht die vierte Grundschulklasse (ich habe mein Kind nicht einfach, wie das heute so üblich ist, als *viertes Grundschuljahr* rubriziert) –,

Sohn Martin also kommt eine Stunde später aus der Schule, weil er zur Strafe für Lachen nachsitzen mußte. Auf die Frage, warum Martin dumm gelacht habe, erhalten die Eltern folgende Erklärung: Die Lehrerin erzählte in der hessischen Heimatkunde von Schloß und Herkules in Kassel. Als sie von den Kaskaden sprach, mußte Martin lachen. Warum lachte das Kind? Weil *Kaskade* der Name eines Waschmittels ist, das im Fernsehen regelmäßig vorkommt, und zwar mit Werbeslogan *Zwingt Grau'raus, zwingt Weiß'rein*. Dieses komische Verschen hatte der Junge im Sinn und fand *Kaskade* als Name eines Massenprodukts mit dem albernen Witzchen so besetzt, daß ihm die Wasserfälle des Kasseler Herkules oder vielmehr das neue Wort *Kaskade* verbaut war. Nun wird das Elternhaus in diesem Falle wohl in der Lage sein, Wort und Begriff und Anschauung *Kaskade* für das Kind doch noch frei zu machen.

Aber das wahre Histörchen könnte doch etwas zeigen, was ernst genommen werden muß. Daß wir im Zeitalter der Überproduktion, der Werbung und der Konsumenten, wie man unsere Gegenwart in diesem Zusammenhang charakterisieren muß, vor der Tatsache einer Inflation von Waren- und Produktnamen stehen. Josef Simon (Protokoll, S. 49) hat gesagt, kennzeichnender als einzelne Wörter aus einem fragwürdigen Wörterbuch des Konsumenten sei der Umstand, daß der Konsument in seiner Sprache nichts mehr ausdrückt.

„Wie die Dinge für ihn (den Konsumenten) ihre Erfüllung finden, indem sie ‚zum Verschwinden gebracht‘ werden (Simon setzt die Floskel in ironische Anführungszeichen!), so ist er verlegen, sie zu bezeichnen. Zuerst sagte man *Automobil*. Man verwendete einen technischen Ausdruck. Selbst die reduzierte Form *Auto* paßt nicht zu dem Verhältnis dessen zu diesem Gefährt, der es in kurzen Zeiträumen *abstößt*. Der *fahrbare Untersatz* ist Verlegenheit. *Wagen* hat sich gehalten, weil das Bezeichnete von Anfang an mit diesem Wort eher verkleidet als benannt war. Aus solcher Verlegenheit lösen sich Modewörter für dieselbe Sache gegenseitig ab (natürlich ist es nur dieselbe Sache, wenn man sie von dem Zweck ihrer Herstellung im Sinne der Befriedigung eines Bedürfnisses her und nicht im Sinne ihres Absatzes versteht). Es werden Wörter für ein Lebensalter, z. B. *Teenager*, und damit gewiß auch ein ‚neues Selbstgefühl‘ der entsprechenden Altersgruppe kreiert. Längst schon sprechen nicht nur Werbefachleute so. Daß vieles hier nur ironisch gemeint ist, ist gerade der tierische Ernst. Die Werbung hat bemerkt, daß die Abnehmer genau

an dem Punkt ihrer sich ironisch gebenden Verlegenheit gegenüber dem Verhältnis zwischen Sache und Name, in dem nichts deutlicher wird, erfaßt werden können.“

Nun möge man nicht einwenden, daß es doch wohl die schiere Narretei und Donquichotterie sei, gegen die Warenwelt und die Produktnamen ankämpfen zu wollen. Dieser Einwand träfe das Problem nicht. Es geht darum, diese Art von Sprache, wenn denn solches überhaupt Sprache genannt werden darf, zu erkennen. Es geht darum, diese Unsprache, die nichts spricht, weil sie nichts deutlich macht, durch Reflexion aufzuheben. Wenn Sprachkritik und Sprachwissenschaft der Sprache der Überproduktion ihre Aufmerksamkeit zuwenden, dann wird es vielleicht möglich sein, die verheerenden Wirkungen, die von dem Warendeutsch ausgehen, einzugrenzen. Es geht hier nicht um einzelne Wörter. Es geht um eine Verdinglichung des Sprechens, die das aufhebt, was Sprache ist, Freiheit. Ich finde hierzu wichtige philosophische und anthropologische Gesichtspunkte bei Simon. Obwohl der Sprachkritiker gerade durch die Philosophen gewarnt sein sollte, diese Probleme philologisch zu behandeln, weil er sich dadurch den vielfältigsten Mißverständnissen aussetzt, muß er am Wort und am Satz bleiben, um deutlich zu machen, was gemeint ist. Freilich muß so viel Allgemeines referiert werden, daß das Sprachliche Exempel beweiskräftig werde. Ich zitiere (Protokoll, S. 51 f.): „Freiheit kann eigentlich nicht verteidigt werden. Freiheit kann nur erfahrbar sein. In einer durch und durch genormten Sprache gibt es keine Freiheit. . . Die Kritik an der Sprachlosigkeit des Konsums impliziert die Forderung nach einer Sprache, die die Passivität des Konsums durchbricht. Das Hervortreten von Handlung ist das Hervortreten eines bestimmten Sprechens. Zurücktreten der Sprache ist auch Zurücktreten der Handlung. Die Kritik an der Sprache in der verwalteten Welt ist zugleich Kritik an der Sprachlosigkeit des Handelns: der Umwandlung der Handlung in Manipulation. . . Die Sprache der verwalteten Welt determiniert das Verhalten der Menschen. Nur in der Sprachreflexion können wir erfahren, wie determiniert wir sind. . . Die Technik hat in sich die Tendenz, sich absolut zu setzen. Daß die Reflexion darauf ebenso lebensnotwendig ist, zeigt sich erst in dieser Situation. Weil die technische Sprache den Menschen von der Wirklichkeit abdichtet, was auf seine Vernichtung hinausläuft, bedürfen die Menschen der konkreten Wirklichkeit, die das freiere Wesen der Sprache eröffnet.“

In solchen Sätzen erblicke ich wohl nicht ganz ohne Grund mannigfaltige Bestätigungen der Konzeption, die meinem Buch „Sprache in der verwalteten Welt“ zugrunde liegt. Daß die Probleme inzwischen auf das philosophische Gleis gekommen sind, scheint von hohem Nutzen zu sein. Doch wird noch viel Arbeit von denen zu leisten sein, die das Sprachmaterial selbst entscheidend aufarbeiten. Zwar bietet jedes einzelne Beispiel offene Flanken, einfach darum, weil ja das einzelne Wort erst im modernen Zusammenhang modern ist und in der Isolierung eine Abstraktion und lexikalische Fiktion ist und aus dem modernen Zusammenhang gelöst, sich gleichsam historische Blößen gibt. Die aus vorgestanzten Schablonen, aus Matrizen, aus Plakatsprüchen Werbeslogans und vorgefertigten, warenähnlichen Prägnungen entstandenen Vokabulare und das Wörterbuch der politischen Manipulation liefern hervorragendes Material. So hat etwa Höllerer in seinem zusammenfassenden Referat „Zur Sprache im technischen Zeitalter“⁶ das Beispiel der Sprache des Kulturbetriebs der SED angeführt. Es dürfte eine Verkenntung des Problems sein, wenn Peter von Polenz solche Betrachtungsweise damit abtun will, daß die also operierende Sprachkritik die Gebrauchssprache der rationalisierten Welt mit den Maßstäben höherer Stilarten messe.⁷ Was von Polenz die Gebrauchssprache der rationalisierten Welt nennt, ist – nicht an höherem Stil, wie Polenz meint, sondern am Kriterium der Freiheit von Sprache überhaupt zu messen. Wir haben in allen Stilregionen, unteren und oberen, eine Gebrauchssprache der Gebrauchsanweisung, anders ausgedrückt der Wortformeln, der Wortschablonen oder eine Sprache, die deshalb keine Sprache mehr ist, weil sie nichts mehr ausdrückt. Die Konsumentensprache dringt in die Politik, in das Feuilleton, in eine fragwürdige Literatur, die ehrlicher Feature genannt wird. Dem Sprachwissenschaftler Herbert Kolb ist zu danken, daß Beispiele für die monotone Aneinanderreihung von Wortplakaten im seriellen Satz bereits aus dem Jahre 1897 nachgewiesen werden können. Ich habe die Bildungen mit *-mäßig* in Verdeutschungswörterbüchern des Deutschen Sprachvereins aus dem Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen. Was folgt aus solchen historischen Aufweisen? Daß die verwaltete Welt oder das technische Zeitalter oder das der Industrie mit ihren Anfängen in das 19. Jahrhundert hineinreichen! Wird damit die Deutung dessen, was da vorliegt, entwertet? Es schiene eine

⁶ Deutsch, gefrorene Sprache, S. 195.

⁷ Ebd., S. 111.

lohnende Aufgabe dieses Instituts, in dem Maschinen zur Datenverarbeitung zur Verfügung stehen, die Häufigkeit von Wendungen und Strukturen ermitteln zu lassen, die auf Verbalschwund, Substantivierungstendenzen, plakathafte Formeln und ähnliches deuten. Man könnte die Sprache der Werbeslogans statistisch nach bestimmten Mustern sortieren. Vielleicht könnte man die Ausstrahlung dieser suggestiven Sprache in die Umgangssprache, in den Schulaufsatz, in die Sprachschablonen der Journalistik und vielleicht gar in Regionen, die gewöhnlich als die höheren gelten, untersuchen. Das alles gehört in das Kapitel Konsumentensprache oder Sprache, die nicht spricht, sondern manipuliert.

Es ist mehrfach mit guten Gründen darauf hingewiesen worden, daß Sprachkritik sich selbst desavouiere, wenn sie bestimmte Vokabulare zusammenstelle. Damit mache sie sich selbst jener Verdinglichung von Sprache schuldig, die sie aufzudecken und einzugrenzen suche. Der Ansatz der Untersuchung am einzelnen Wort ist ein methodischer Zwang. Hier nun betreten wir ein Feld, das sich mit dem linguistischen im traditionellen Sinne kaum überdeckt. Dabei haben wir uns der großen Leistung des Karl Kraus zu erinnern. Für das, was dieser Mann vollbracht hat und wofür man ihn gefürchtet und gehaßt hat – nicht die Professoren haben ihn gefürchtet und gehaßt, sondern die Journalisten –, dafür finde ich bei Helmut Arntzen eine ebenso klare wie treffende Bezeichnung. In seinem Beitrag zu „Deutsch, gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land,“ schreibt Arntzen:

„Sprachkritik, die weder Interpretation noch Linguistik ist, fragt nicht, was hier denn gesagt werden solle, noch erklärt sie, was es grammatikalisch-syntaktisch zu sagen habe. Sprachkritik sucht einzig so exakt als möglich zu bestimmen, was gesagt sei. Das ist nur dann kein Pleonasmus, wenn vor Augen steht, daß ein mit sich identischer Text keiner sprachkritischen Betrachtung bedarf.“ Im Anschluß daran untersucht Arntzen an drei Beispielen Texte, die nicht mit sich identisch sind. Man hat richtig bemerkt, daß an der Sprachkritik die Tendenz des Entlarvens auffalle. Entlarven ist ein Wort mit einem Unterton von Bosheit: sagen wir also mit Arntzen lieber aufdecken, was an einem Text oder einer Sprache nicht mit sich identisch ist. Einiges sei unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses Sprachwissenschaft–Sprachkritik zusammengefaßt. Die Fragestellungen der Sprachkritik, so ausgreifend und so spekulativ sie und so unbefriedigend ihre bisherigen Ergebnisse sein mögen, scheinen

wissenschaftlicher Überprüfung dringend zu bedürfen. Ich kann mich nicht damit begnügen, daß der Linguist strenger Observanz erklärt, philosophische oder soziologische oder andere Probleme, mit denen sprachliche Vorgänge zusammenhängen, lägen außerhalb seines Forschungs- und Fachgebiets. Wenn in diesem Institut Datenverarbeitung und Maschinen zur Datenverarbeitung in Dienst gestellt werden, dann könnte man zunächst einmal genaue Erhebungen über die Häufigkeit von solchen sprachlichen Erscheinungen anstellen, die bisher mehr oder weniger versuchsweise als spezifische Neuheiten bezeichnet worden sind. Ein schwacher Punkt vieler sprachkritischer Bemühungen war der Versuch, sprachlichen Ausdruck oder sprachliche Symptome linguistisch zu untermauern. Die Sprachkritik ist durch die Sprachwissenschaft zu größerer Vorsicht bei linguistischen Ausflügen ermahnt worden. Ich meine, der Zeitpunkt sei gekommen, daß die Sprachwissenschaft die Arbeit der Sprachkritik mit übernimmt. Sie hat dazu die Zeit, den Auftrag, die Arbeitsmöglichkeiten, die Berufungen. Von Sternberger, Süskind und anderen habe ich schon lange keine neuen sprachkritischen Arbeiten mehr gelesen. Der Elan ist zwar ungebrochen. Die von einigen ausgelöste Bewegung geht, wie Höllersers Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“ zeigt, weiter. Da scheint die wünschenswerte Zusammenarbeit von Sprachkritik und Sprachwissenschaft bereits versucht zu werden. Es kann doch nicht richtig sein, daß eine so respektable und alte Wissenschaft wie die Linguistik sich den merkwürdigen Phänomenen eines Unbehagens an der Sprache verschließt. Wenn aus den Vereinigten Staaten Stimmen von Leuten der Emigration zu uns dringen, worin unser Unbehagen in Ressentiment umschlägt, dann ist es richtig, diese mehr stimmungshaften Auslassungen scharf und genau zu untersuchen und ihren geringeren Erkenntniswert festzustellen. Das berechtigte Mißtrauen der Sprachwissenschaft gegen solche verschwommenen Erklärungen sollte aber nicht dazu führen, daß man sich nun in der Linguistik einmauert. Von der Hinzuziehung einiger Sprachphilosophen könnten wertvolle Klärungen der Probleme kommen, die die Sprache der Gegenwart uns aufgibt. Es kann doch wohl nicht sein, daß man das Thema mit dem Spruch *ad acta* legt: „Alles schon mal dagewesen. Nichts Neues unter der Sonne“.